

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital  
© 2017 S. Fischer Verlag GmbH,  
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany  
ISBN 978-3-596-31878-0

Copyright © 1995 by Carlene Thompson  
Published by arrangement with  
St. Martin's Press, LLC. All rights reserved.

Dieses Werk wurde im Auftrag von St. Martin's Press, LLC durch  
die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen,  
vermittelt.

# Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf  
[www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de).

Deborah Robinson, ihr Mann Steve und die fünfjährigen Zwillinge Brian und Kimberley sind eine richtige Bilderbuchfamilie – bis zu dem Tag nach der traditionellen Vorweihnachtsfeier in ihrem Hause, als Steve spurlos verschwindet. Deborah hatte gespürt, daß Steve sich Sorgen machte. Nun erfährt sie von Steves Kollegen und Freunden, daß der Mann, der aufgrund von Steves Zeugenaussage wegen der brutalen Vergewaltigung von Steves kleiner Schwester seinerzeit verurteilt worden war, nach fünfzehn Jahren Haft freigelassen wurde und gedroht hatte, sich zu rächen. Doch die Polizei stellt nun plötzlich Steves damalige Zeugenaussage in Frage. Deborah ist empört, aber ein leiser Zweifel schleicht sich ein. War Steve nicht immer schon auffällig verschlossen? Hin- und hergerissen zwischen Schuldgefühlen und einem vagen Verdacht, beginnt sie die Vergangenheit ihres Mannes zu erforschen. Was sie herausfindet, erschreckt sie zutiefst. Sie kann sich nicht länger sicher sein, Steve wirklich zu kennen. Sie weiß nur, daß irgend jemand ihr Haus beobachtet, irgend jemand, der skrupellos getötet hat – und bloß darauf wartet, wieder loszuschlagen ...

*Carlene Thompson* wurde 1952 in Parkersburg, West Virginia, geboren. Sie studierte englische Literatur und unterrichtete von 1983 bis 1989 an der Universität von Rio Grande in Ohio. 1991 veröffentlichte sie ihren ersten Roman *Black for Remembrance* (deutsch: ›Schwarz zur Erinnerung‹, 1993; Fischer Taschenbuch 14227). Ihr Roman ›Heute nacht oder nie‹ (Bd. 14779) ist im Fischer Taschenbuch Verlag in Vorbereitung. Carlene Thompson lebt heute als Schriftstellerin in West Virginia, nimmt herrenlose Hunde auf und schreibt an einem neuen Roman.

*Carlene Thompson*

Sieh mich nicht an  
*Roman*

Aus dem Amerikanischen  
von Anne Steeb

Fischer Taschenbuch Verlag

Deutsche Erstausgabe  
Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag GmbH,  
Frankfurt am Main, März 2000

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
„The Way You Look Tonight“ bei St. Martin’s Press, New York  
© Carlene Thompson 1995

Für die deutschsprachige Ausgabe:  
© Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2000  
Gesamtherstellung: Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 3-596-14538-4

*In Erinnerung an Margie*

*Dank an Janice Daniels, Dick Young,  
Dave Sizemore und George Lucas*



## Prolog

### 1

Als er um zehn Uhr abends Kelly's Bar betrat, war es dort brechend voll, was er für einen Samstag nicht ungewöhnlich fand. Alle paar Minuten ging die Tür auf und entließ einen Lichtkegel, das Geplärr der Musikbox und einen Schwall Zigarettenrauch in die kalte, stille Nacht. So waren solche Lokale nun einmal – laut, grell und verrauchet. Er hielt mehrere Zigarettenlängen durch, trank drei Schluck erbärmlich schlechten Scotch, der mit abgestandenem Sodawasser verdünnt war, wehrte diplomatisch die Aufmerksamkeiten einer Bardame um die Fünfzig, mit plumper Figur und kummervollen, müden Augen, ab und brachte es fertig, sich in mehr als anderthalb Stunden mit nur zwei anderen Leuten kurz zu unterhalten. Dann verließ er das Lokal.

Draußen fegte ein kalter Windstoß über ihn hinweg. Er atmete tief ein. Frische, klare, reine Luft, dachte er. Saubere Luft. Der Schnee fiel dicht, verhüllte die Straßenlaternen, bedeckte den Gehsteig, bildete an den Ladenfronten kleine Schneewehen. Er erinnerte sich, wie er als Achtjähriger auf einen roten Schlitten geklettert war, der verlassen am Rinnstein stand und auf die Müllabfuhr wartete. Er war zu jung gewesen, um sich an der abblätternden Farbe, der verbogenen Kufe zu stören. Er hatte nur auf die beißende Luft geachtet, den flaumweichen Schnee am Hang hinter dem Haus, die aufregende Abfahrt, die vor ihm lag ...

Mit einem Kopfschütteln rief er sich zur Ordnung, zündete eine Zigarette an und konzentrierte sich erneut auf Kelly's Bar. Ein Paar trat ins Freie, lachte ausgelassen, als die Frau auf dem Schnee ausrutschte. Die zwei gingen in nördlicher Richtung davon. In den nächsten Minuten kam niemand mehr



heraus. Wie auf ein geheimes Zeichen hin hatten sie vor einer halben Stunde plötzlich angefangen, die Bar zu verlassen. Nun war der Strom der Feiernden versiegt. Es mußte bald Polizeistunde sein.

Das blaue Neonschild von Kelly's Bar leuchtete. Es war das Schild, das ihn angezogen hatte – das blaue Glühen, das durch den mystischen Schneeschleier gespenstisch wirkte. Er hatte ein Faible für Licht, und dieses war besonders reizvoll. Er fragte sich, wie viele andere Leute wohl seine impressionistische Schönheit bemerkten. Nicht viele.

Nach seiner Erfahrung war die Wahrnehmung der meisten Leute entsetzlich unscharf und nüchtern. Er mußte sich ständig ermahnen, andere nicht an seiner Person zu messen. Schließlich war er intelligent, einfühlsam – Eigenschaften, die sich Leute in erbärmlichen Kleinanzeigen zuschrieben, meist ohne sie zu besitzen. Er konnte nicht umhin, sich ständig seiner Überlegenheit bewußt zu sein. Sie war einfach eine Tatsache.

Er war halb mit seiner Zigarette fertig, als eine Frau aus der Tür trat. Er hatte sie vorhin an der Bar sitzen sehen, nicht in einer der Nischen. Sie war Stammkundin: Der Barmann hatte sie mit Namen begrüßt. Sally? Hatte sie so geheißen? Egal. Namen gaben den Leuten eine Identität, darum wollte er sie gar nicht wissen, nicht einmal Spitznamen.

Sie blieb unsicher vor der Tür stehen und spähte mit zugekniffenen Augen die Straße hinauf, dann hinab in seine Richtung. Er war vor Blicken nicht gut geschützt, aber das machte nichts. Sie hatte bei aller Jugend und Schönheit nicht seine Sehkraft. Er hatte in der Bar bemerkt, daß ihre Augen groß und sanft waren, ihr Gesicht die reine, unschuldige Perfektion. Sie hatte ihn an Olivia Hussey in dem Film *Romeo und Julia* erinnert. Eine Rose unter Dornen. In Augenblicken wie diesem dachte er immer an das Lied *The Way You Look Tonight*. Er sang es leise, und seine Worte wurden vom kalten Wind davongeweht. »*Some day when I'm awfully low / When the world is cold / I will feel a glow just thinking of you / And the way you look tonight.*« – Manchmal, wenn ich in Schwermut versinke und die Welt erkaltet ist, spür ich ein Glühen beim Gedanken an dich und wie du aussiehst heute abend. Seine Mutter liebte dieses Lied.

Er sah die junge Frau im blauen Lichtschein blinzeln, als ihr der Schnee direkt ins Gesicht trieb. Das Herz des Mannes schlug schneller, als er sie anstarrte, wie um ihr zu suggerieren, in seine Richtung zu gehen. Jeder Nerv in seinem Leib schien sich zu entzünden, während er wartete und immer wieder versuchte, ihre Entscheidung zu beeinflussen. Die Frau wandte sich nach Norden, tat zwei Schritte und machte plötzlich kehrt.

Das war die Macht! dachte er triumphierend. Niemand war immun gegen die Macht, die Macht seines Willens, schon gar nicht das kindliche Gemüt einer jungen Frau.

Er warf seine Zigarette weg und ging leise in die Knie, bis er im Schnee saß. Sie kam herangeeilt und hielt inne, als sie sein Stöhnen in der Sackgasse widerhallen hörte. »Miss«, rief er kläglich. »Miss!« Sie verkrampfte sich fluchtbereit, starrte aber doch zu ihm hinüber. »Jemand hat mich überfallen«, sagte er mit undeutlicher Stimme und ließ ein rot beflecktes Taschentuch sinken, das er sich ans dicke Haar der Schläfe gehalten hatte. »Niedergeschlagen. Ich komm nicht auf die Beine.« Sie zögerte, während der Schnee unablässig auf ihr langes, glänzend schwarzes Haar herabfiel. Sie sah aus wie ein verängstigtes Kind, das nicht weiß, ob es freundlich sein oder so schnell wie möglich nach Hause rennen soll. Dann runzelte sie die Stirn. »Kenne ich Sie?«

»Ich glaub nicht«, antwortete er, instinktiv um Anonymität bemüht, und erkannte erst dann seinen Fehler. Sie wollte helfen, und es hätte ihr die Angst genommen, wenn er eingeräumt hätte, daß auch sie ihm vage bekannt vorkomme. Jetzt alles zurückzunehmen und zu verkünden, daß sie ihn doch kenne, hätte sich wie eine Lüge angehört und sie in die Flucht geschlagen. Besser nicht zuviel nachdenken. Bloß schön Mitleid erregen. Er sprach jetzt deutlicher, im Tonfall beleidigter Unschuld. »Miss, ich bitte Sie. Wenn Sie mir nur aufhelfen, finde ich selber ein Telefon und rufe einen Krankenwagen.« Er stand auf, sackte vornüber. »O Gott!«

Einen Augenblick später stand sie neben ihm. Eine Großstädterin wäre nicht so leichtgläubig, dachte er amüsiert. Aber in einem Ort wie Wheeling in West Virginia waren die Leute meist vertrauensseliger. Darauf konnte er sich immer

verlassen. Er ließ das Taschentuch sinken und stöhnte. »Ich hab gar nicht mitgekriegt, daß da so viel Blut ist. Na ja, ich werd's überleben, wenn mir nur nicht so schwindlig wäre«, murmelte er, lachte kläglich auf und bemerkte ihre baumelnden Ohringe aus geflochtenem Golddraht, die das schwache Licht einfingen.

Sie gab sich sachlich, hatte die Situation jetzt unter Kontrolle. Dachte sie. »Legen Sie einfach den Arm um meinen Hals. Wir schaffen Sie in die Bar da drüben und rufen dort Hilfe herbei.«

Die behandschuhte rechte Hand des Mannes schob sich verstohlen in seine Manteltasche und schloß sich um einen Gegenstand darin, während er sie mit sorgfältig geübter Dankbarkeit anlächelte. »Sie sind ein Engel, junge Frau. Sie werden für Ihre Güte belohnt werden.«

## 2

Zwanzig Minuten später schlug Sally Yates, oder was von ihr übrig war, die Augen auf. Schmerz. Er überwältigte ihr Bewußtsein. Schmerz und ein grausamer, erstickender Strang um ihren Hals. Sie verkrallte sich darin. Ein Strick. Ein Strick mit Knoten. Und rund um den Strick etwas Warmes, Glitschiges.

Sie hob die Hand und betastete ihren Kopf. Die rechte Seite fühlte sich seltsam an – wie eingedellt. Blut quoll aus der Wunde, bedeckte ihr Gesicht, durchnäßte ihr Haar, tropfte auf ihren weißen Dralonmantel, den sie so elegant fand. Ihre Hand strich über eine zugeschwollene Augenhöhle, an der eingeschlagenen Wange hinab zu einer gezackten Knochen spitze, die in Kieferhöhe hervorstak. Was im Namen Gottes hatte er mit ihrem Gesicht angestellt? Dann fiel es ihr ein – der Hammer. Sie hatte ihn gesehen, nachdem er ihr lachend die Ohringe aus den durchbohrten Ohr läppchen gerissen hatte.

Der Schmerz war nahezu unerträglich. Benommen rollte sie auf die Seite, kämpfte mit schwirrendem Kopf um ihr Gleichgewicht. »Es ist nicht recht, daß du heute ausgehst.« Die Worte

ihrer Mutter kamen ihr in den Sinn. »Jack macht Hackfleisch aus dir, wenn er dahinterkommt.«

»Ich bin zweiundzwanzig«, hatte Sally aufgebeht. »Er ist nie da, und wenn, dann will er nie was unternehmen. Außerdem geh ich bloß ins Kino.«

»Kino, wer's glaubt. In diese Bar gehst du – Kelly's Bar. Du solltest daheimbleiben und dein Baby hüten.«

Amy. Daheim in Sicherheit bei Sallys ewig nörgelnder, aber liebender Mutter. Aber was wäre, wenn sie nicht überlebte? Jack würde Amy großziehen, und der war schnell dabei, zu brüllen und um sich zu schlagen und zu treten, wenn nicht alles nach seinem Willen ging.

Der Gedanke an ihr acht Monate altes Baby erfüllte Sally mit neuer Entschlossenheit. Sie kämpfte gegen das Bedürfnis an, im Schnee liegenzubleiben und die Finsternis über sich kommen zu lassen, die den Schmerz und das Entsetzen auslöscht. Statt dessen zwang sie sich aufzublicken. Mit dem rechten Auge sah sie etwas vor sich aufragen. Sie streckte die Hand aus. Kaltes Metall. Ein Müllcontainer, dachte sie, um einen klaren Gedanken bemüht. Er hatte sie hinter einen Müllcontainer gezerrt, ehe er den Strick so fest angezogen hatte, daß ihr die Luft wegblieb und sie halb ohnmächtig werden ließ, bevor er sie vergewaltigte und verprügelte.

Sie versuchte zu schlucken und würgte etwas hervor, das in ihrem Mund gesteckt hatte, einen Klumpen ... wovon? Laub? Dünne Zweige? Sie konnte im Dunkeln nichts erkennen. Kleine Brocken schwammen in ihrem Mund, saßen rund um den gebrochenen Kieferknochen fest, aber sie hatte nicht die Kraft oder die Schmerztoleranz, um sie mit der Zunge herauszufischen.

Mit rasselndem Atem, der sich seinen Weg durch ihre vom Strick verengte Luftröhre erzwang, zog sie sich mühsam hoch und kroch auf Händen und Knien vorwärts. Vor lauter Übelkeit drehte sich ihr der Magen um. Ihr linker Ringfinger schmerzte und baumelte in seltsamem Winkel herab. Er war gebrochen, und ihr Ehering war verschwunden. Wie seltsam, dachte sie benommen. Der Mistkerl hat meinen Ehering gestohlen!

Schnee bedeckte ihr Haar und blieb an ihren nackten Knien

haften – ihre Strumpfhose war zerfetzt –, aber sie spürte die Kälte nicht mehr so wie direkt nach dem Aufwachen. Schnee knirschte unter ihrem Gewicht, als sie sich in Richtung Straße schleppte, dorthin, wo vielleicht andere Menschen waren, wo Lichter brannten, wo mit Hilfe zu rechnen war.

Sie kippte mehrmals um und fiel auf die Seite, und einmal wurde ihr bewußt, daß sie auf dem Bauch rutschte wie eine Schlange, mit vorgestreckter Zunge nach Luft schnappend. Die Nägel, die sie heute abend manikürt hatte, rissen ein, als sie sich mit den Händen vorwärtszog und hin und wieder nach dem Strick um ihren Hals griff, dem Strick, der tief in ihre junge weiche Haut einschnitt. Wie im Traum stellte sie fest, daß sie ihre Schuhe verloren hatte. Gute Schuhe. Ihre besten. Echtes Leder. Die muß ich später zu finden versuchen.

Die Straße. Mit dem einen unversehrten Auge sah sie sich um. Niemand in der Nähe, aber sie schleppte sich weiter. Weiter und immer weiter. Alles drehte sich, und sie schloß die Augen, während sie sich weiter vorwärtszog. Eine Ewigkeit war vergangen, als sie jemanden rufen hörte: »Was, zum Teufel, ist da los?« Sie war sich undeutlich bewußt, daß Leute um sie herumstanden. Ein Mann drehte sie um und flüsterte dann: »Allmächtiger, nein!«

Sie hatte einen absurden Anfall von Verlegenheit, das irrationale Bedürfnis, ihr zerschlagenes Gesicht zu bedecken, doch ihre Hände ließen sich nicht mehr bewegen. »Das ist Sally!«

»Woher willst du das wissen?« fragte eine Frau mit zitternder Stimme.

»Ich hab sie am Haar erkannt. Sally, was ist passiert?«

Hank, der Barmann. Sie versuchte, etwas zu sagen, brachte jedoch kein Wort heraus. Ihre Kehle schien zugeschwollen zu sein. Sie zerrte vergebens an dem Strick.

Sallys Körper erschlaffte. Sie hatte die Strangulation überlebt, die Vergewaltigung und die Schläge, aber nun ging etwas in ihrem Gehirn vor. Ihre Sinnesempfindungen ließen nach. Hirnschaden. Sie kannte sich aus – sie war Krankenschwester. Verzweifelt bemühte sie sich, den Schmerz zurückzugewinnen, der Weiterleben bedeutete, normale Hirnfunktion.

»Wer hat dir das angetan?« fragte Hank.

Die Stimme der Frau hob sich gespenstisch. »Oje, oje! Sieh dir nur ihr Gesicht an! Jemand hat es zu Brei geschlagen!« jammerte sie. »Ich glaub, ich fall in Ohnmacht. Gleich kipp ich hier aus den Latschen.«

»Nun hör auf, nur an dich selbst zu denken, und hol Hilfe!« schrie Hank sie an.

»Ich kann nicht. Mir ist schlecht. Ich zittere wie Espenlaub.«

»Verdammt noch mal, Belle, stell dich nicht so dumm an. Du machst ihr Angst.«

»Ich soll ihr Angst machen! Eins sag ich dir: Die ist übers Angsthaben weg. Siehst du nicht, daß sie im Sterben liegt?«

Sterben, dachte Sally mit einem letzten schwachen Aufflackern ihres Bewußtseins. Ich sterbe auf einem kalten, schneebedeckten Gehsteig, nur weil ein Mann in einer Nebenstraße um Hilfe gerufen hat.

## Eins

»Ein gelungenes Fest, wie üblich.«

Deborah Robinson beobachtete Pete Griffins gerötete Wangen und seine schweißnasse Stirn unter dem schütterten braunen Haar. Sie hatte schon vor einiger Zeit überlegt, daß es ein wenig zu heiß im Zimmer wurde. Petes Zustand gab ihr recht. Das flackernde Feuer im Kamin gab zuviel zusätzliche Wärme ab. »Ich freu mich, daß es dir gefällt, Pete«, sagte sie und nahm sich vor, den Thermostat herunterzudrehen und die Hitze im Heizkessel zu drosseln. »Wir hatten noch nie ein so großes Fest.«

»Ich komm mir unter all diesen Anwälten ein wenig fehl am Platz vor. Bin ich der einzige Nichtjurist in deinem und Steves Bekanntenkreis?«

Deborah lachte und wollte sagen: »Natürlich nicht.« Dann blickte sie sich im Zimmer um. Alle Anwesenden waren entweder selbst Anwälte oder in Begleitung eines Juristen gekommen. »Es sieht ganz danach aus, stimmt's? Aber du weißt ja, unsere Weihnachtsfeste sind immer eine Versammlung von Leuten, mit denen Steve im Büro der Staatsanwaltschaft zusammenarbeitet.«

»Na ja, es war jedenfalls nett von euch, mich trotzdem einzuladen.«

»Wir laden dich doch immer ein. Du bist einer von Steves ältesten Freunden.«

Pete grinste. »Steve will mich doch nur dazu kriegen, daß ich ihm kostenlos die Steuererklärung mache.«

»Es ist immer gut, einen Steuerberater auf seiner Seite zu haben, erst recht, wenn er die größte Wirtschaftsprüferfirma der Stadt betreibt. Wo ist eigentlich dein Sohn?«

»Adam findet, daß er mit seinen fünfzehn Jahren zu cool ist für solche Feste. Er ist bei einem Freund zu Besuch, um ohren-

betäubende Musik zu hören und sich zu beschweren, daß ich ihm kein Auto kaufe.«

»Er hat doch noch gar keinen Führerschein.«

»Nach Adams Ansicht ist das nebensächlich«, entgegnete Pete und zog ein drolliges Gesicht. »Er meint, wir müßten schon mal planen und sparen. Er wünscht sich einen Viper.«

»Genau das richtige für den ungeübten Fahrer.«

»Finde ich auch. Ein Fünfzehnjähriger mit einem Fünfzigtausend-Dollar-Sportwagen. Mir wird schon schwindlig, wenn ich nur dran denke.«

Deborah lachte. Sie verstand, warum Pete Steves bester Freund war. Davon abgesehen, daß ihre gemeinsamen Erinnerungen bis in die Kinderzeit zurückreichten, war Pete intelligent, bescheiden und immer da, wenn man ihn brauchte. Deborah hatte ihn von Anfang an besonders gemocht, ihn und seine zurückhaltende Art. Dahinter verbargen sich ein trockener Humor und unerschütterliche Hingabe an den Sohn, den er allein großzog, seit ihn drei Jahre zuvor seine Frau verlassen hatte. Sie hatte sich nie um das Sorgerecht für das Kind bemüht und meldete sich nur selten bei ihm. Soweit sie gehört hatte, war Hope Griffin in Montana damit beschäftigt, heldenmütig die Umwelt zu schützen. »Wölfe retten, aber den eigenen Sohn im Stich lassen«, hatte Deborahs Ehemann Steve bitter gesagt. »Endlich mal eine Frau, die ihre Prioritäten richtig setzt.«

»Ich persönlich fände es wunderbar, noch mal fünfzehn zu sein und so viele Hoffnungen und Träume zu haben«, sagte Deborah und versuchte, Petes Kummer über die großen Ambitionen seines Sohns wieder ins rechte Licht zu rücken. »Ich weiß noch, ich war in dem Alter überzeugt, daß aus mir die nächste Karen Carpenter wird.«

Pete lächelte. »Und ich wollte der nächste Frank Lloyd Wright werden.«

»Ich wußte gar nicht, daß du dich mal für Architektur interessiert hast.«

»Nur so lange, bis ich feststellen mußte, daß die Fähigkeit, meine Großmutter mit meinen Ölgemälden zu begeistern, nicht bedeutete, daß ich Talent zum Gestalten von Bauwerken hatte.«